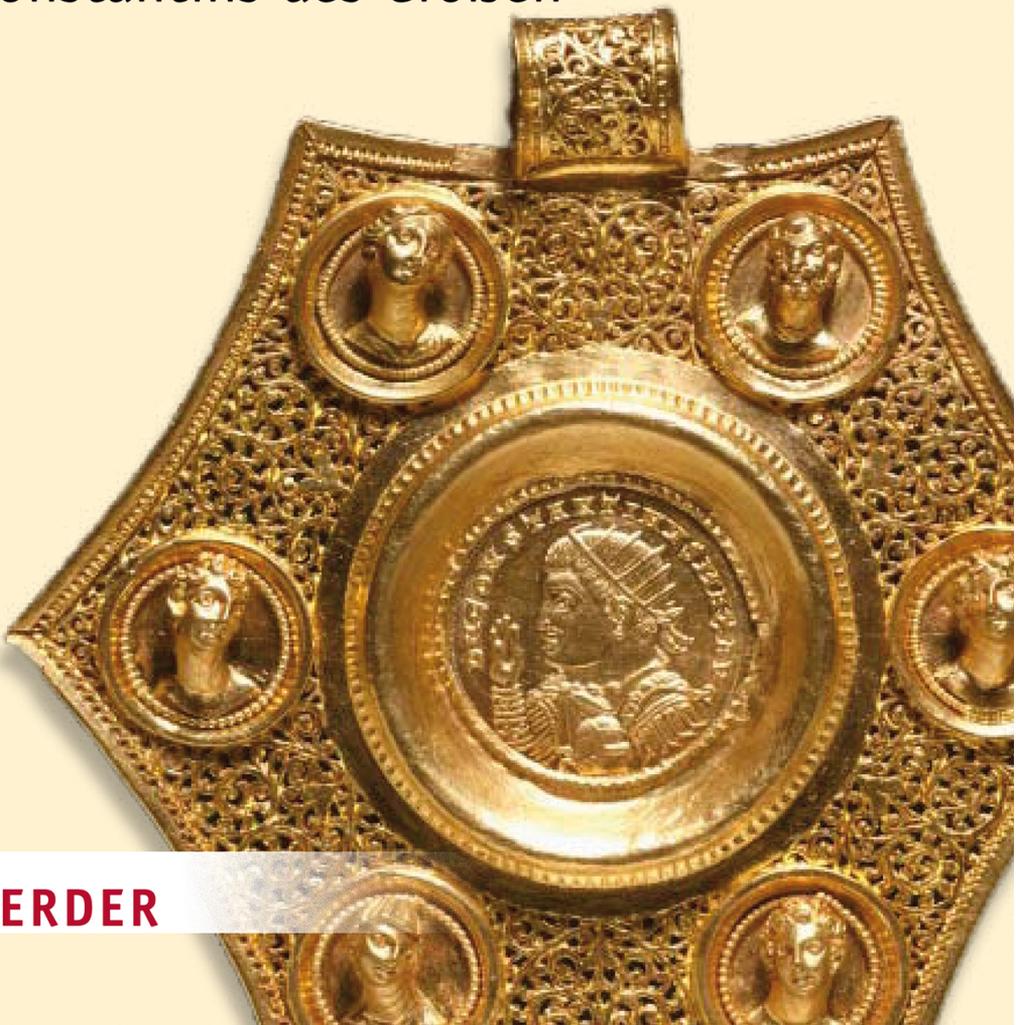


Martin Wallraff

# Sonnenkönig der Spätantike

Die Religionspolitik  
Konstantins des Großen



**HERDER**



Martin Wallraff

# Sonnenkönig der Spätantike

Die Religionspolitik  
Konstantins des Großen

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2013

Alle Rechte vorbehalten

[www.herder.de](http://www.herder.de)

Umschlaggestaltung: Verlag Herder GmbH

Satz: dtp studio mainz | Jörg Eckart

Herstellung: fgb · freiburger graphische betriebe

[www.fgb.de](http://www.fgb.de)

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-30708-9

E-ISBN 978-3-451-84708-0

# Inhalt

1. Drei Mauern: Wege und Abwege der Konstantinforschung .....	7
2. Bischof, Theologe, Lobredner: Euseb von Caesarea .....	35
3. Der Weg zur Macht .....	53
4. Herrschaftsdarstellung im öffentlichen Raum .....	73
5. Militärpolitik und Gesetzgebung .....	99
6. Kirchenpolitik und Kirchenbau .....	113
7. Traditionelle Kulte .....	135
8. Tod und Bestattung .....	149
9. Sonnenkönig der Spätantike: Konstantins unorthodoxe Religionspolitik .....	165
Anmerkungen .....	185
Literatur .....	199
Abbildungsnachweis .....	211
Register .....	213



# 1

## Drei Mauern: Wege und Abwege der Konstantinforschung

Konstantinforschung gleicht einem Kaleidoskop. Je nachdem, wie man es dreht, erscheinen immer neue bunte und überraschende Muster. Das Spiel der Farben fasziniert, daher wird man des Drehens und Stauens nicht müde. Und doch sind die bunten Steinchen, an denen sich das Licht bricht, immer die gleichen. Es ist eine überschaubare Zahl von Elementen, die eine Vielzahl von ganz unterschiedlichen Figuren hervorbringt. Ebenso sind die Debatten über Konstantin, die „Sphinx der historischen Wissenschaft“<sup>1</sup>, durchaus vielgestaltig. Der Kaiser gehört – vielleicht zusammen mit dem Kirchenvater Augustin – zu den bekanntesten und meist behandelten Figuren der Spätantike. An Büchern, Ausstellungen, Tagungen, Forschungsbeiträgen über ihn besteht wahrlich kein Mangel; in den letzten Jahren nimmt die Produktion fast schon industrielle Züge an<sup>2</sup>. Gleichwohl ist das Bild, das sich dabei ergibt, keineswegs eintönig und flach. Die Vorstellungen von Rolle und Bedeutung dieses Kaisers divergieren stark, und man wird feststellen, dass es zumeist Religiöses ist, das diese Differenzen hervorruft. Konstantins Stellung zum Christentum könnte unterschiedlicher kaum gesehen werden – bis in die neue und neueste Forschungsliteratur hinein.

Konstantin als überzeugter Christ von Anfang an, Konstantin als „Heide“, der irgendwann eine regelrechte „Bekehrung“ erlebt habe (wann? – wiederum höchst unterschiedliche Antworten), Konstantin als Machtpolitiker, der mit Religion immer nur taktierend umgegangen ist, Konstantin als „klassischer“ römischer Kaiser, der parallel dazu „privat“ vom Christentum überzeugt war, Konstantin als theoretischer Monotheist, der verschiedene Ausprägungsformen zu integrieren suchte: diese und manche weitere Formation bringt das konstantinische Kaleidoskop hervor, wenn man es sich drehen lässt, und es spricht alles dafür,

dass es sich auch weiterhin drehen wird, mitunter mit schwindelerregender Geschwindigkeit.

Die Vielfalt der Bilder ist nicht zuletzt deshalb so erstaunlich, weil alle Gelehrten immer aus den gleichen Quellenbeständen schöpfen. Wie könnte es auch anders sein? Die literarischen Quellen sind seit langem bekannt und ediert. Der archäologische Befund wächst durch die Bemühungen der Spezialisten, doch ist das ein – aufs große Ganze gesehen – eher langsamer und unauffälliger Prozess. Auch „Neuentdeckungen“ von Texten oder Monumenten sind bei näherem Hinsehen meist „Wiederentdeckungen“, also der mehr oder minder berechtigte Hinweis auf einen Teil des Bestandes, der in letzter Zeit nicht die Beachtung gefunden hatte, die ihm gebührt, oder der nicht gut erschlossen und daher nicht angemessen ausgewertet war<sup>3</sup>.

Wie kommt es, dass die Gelehrten aus der immer gleichen Quellenbasis so höchst unterschiedliche, teilweise sich komplett widersprechende Schlüsse ziehen? Offensichtlich liegt der Unterschied nicht darin, *was*, sondern *wie* gelesen wird. Nehmen wir ein Beispiel. Der christliche Bischof Euseb von Caesarea schreibt über Konstantins Münzprägung: „Wie groß aber die Macht des göttlichen Glaubens war, der in seiner [des Kaisers] Seele festgewurzelt war, kann man auch daraus erschließen, dass er auf den Goldmünzen sein eigenes Bild so darstellen ließ,



Abb. 1. Münzporträt Konstantins mit zum Himmel erhobenem Blick, Antiochien 336/337, RIC 105

dass es schien, er blicke nach oben wie einer, der innig zu Gott betet. Münzen mit dieser Prägung nahmen ihren Weg über den ganzen Erdkreis.“<sup>4</sup> Dieser Text kann gleichermaßen als Beleg für die Christlichkeit wie für die Unchristlichkeit der Münzprägung Konstantins genommen werden. Im einen Fall muss man der Aussageintention des christlichen Berichterstatters folgen: Offenbar konnte ein Zeitgenosse wie Euseb in den Münzbildnissen mit zum Himmel erhobenen Blick ein Indiz für die christliche Gesinnung des Kaisers erblicken. Im anderen Fall muss man den Text gewissermaßen „gegen den Strich“ lesen: Wenn selbst ein so offensichtlich am Christentum interessierter Berichterstatter wie Euseb keine spezifisch und eindeutig christlichen Prägungen anführen konnte, dürfte das heißen, dass er keine kannte und dass daher solche so gut wie keine Rolle spielten. Man sollte meinen, dass es bei diesem konkreten Beispiel relativ einfach sein müsste, eine Entscheidung zwischen beiden Auffassungen zu treffen, denn was in der Münzprägung tatsächlich geschah, ist ja aufgrund des erhaltenen Materials leicht feststellbar. Das ist in der Tat so – ich komme auf das Beispiel zurück –, aber die Auffassungen der Gelehrten divergieren dennoch.

Warum ist das so? Offenbar besteht keine Einigkeit darüber, nach welchen Regeln die Quellen zu deuten und wie unterschiedliche Quellenbestände miteinander ins Verhältnis zu setzen sind. Technisch gesprochen: es besteht ein akuter Mangel an Methodenreflexion. Tatsächlich kann man für ein erstaunlich breites Spektrum von Auffassungen im Quellenbestand passende *dicta probantia* finden. Wenn man also schon vorher weiß, was hinterher herauskommen soll, tut man sich leicht, dieses „Vor-Urteil“ in den Quellen abzustützen. Das ist bei Konstantin im Grunde nicht anders als bei anderen historischen Themen, doch tritt es aus zwei Gründen hier sehr massiv hervor: Zum einen sind die „Vor-Urteile“ hier relativ stark – in welchem Sinne auch immer. Jeder hat seinen Konstantin schon im Gepäck, hat über sein Wirken irgendeine Meinung, längst bevor er die Quellen liest und die Fachliteratur sichtet. Zum anderen dokumentieren die erhaltenen Quellen tatsächlich überraschend divergierende Tendenzen. Warum das so ist, wird noch zu fragen sein. Jedenfalls ist die Konsequenz, dass vielen Sätzen über Konstantin, auch wenn sie von nüchternen Wissenschaftlern ge-

sagt und sauber belegt werden, eine Art Bekenntnischarakter eignet. Sie sagen oft mehr über die Person des Sprechers oder Schreibers als über den spätantiken Kaiser.

Diese Divergenz der Auffassungen hat etwas Unbefriedigendes. Mit anderen Worten: es hat nur dann Sinn, ein weiteres Konstantin-Buch zu publizieren, wenn sich damit die Hoffnung verbindet, dass das Drehen des Kaleidoskops nicht ganz im Bereich des Spielerischen und damit Beliebigem verbleibt. Es kann nicht darum gehen, den vorhandenen Bildern ein weiteres hinzuzufügen, das genauso bunt und genauso faszinierend und schön ist wie all die anderen, aber im Grunde auch nicht besser oder schlechter. Wie kann man sich aus dem Zyklus der Beliebigkeit befreien, aus der Drehung des ewig Gleichen ausbrechen? Mir scheint, dass die gegenwärtige Debatte über Konstantin an drei Problemen leidet, die hier zunächst deutlich benannt und reflektiert werden müssen – auch auf die Gefahr hin, dass der Leser, die Leserin ungeduldig wird und lieber gleich zum „Eigentlichen“ kommen will, also zur Gretchenfrage, wie Konstantin es mit der Religion hielt. Indes ist hier mit starken Sprüchen („sagen, wie es eigentlich gewesen“, schlichte Fakten darlegen, etc.<sup>5</sup>) nicht viel gewonnen. Es ist ein intrikates Geschäft, und man kann kaum leugnen, dass sich die gegenwärtige Diskussion festgefahren hat – bei aller Schönheit des Kaleidoskops.

Mit einigem Pathos formuliert: So wie Luther die mittelalterliche Kirche in drei Mauern gefangen sah, die es einzureißen galt (die „Mauern der Romanisten“)<sup>6</sup>, steht heute die Konstantinforschung an drei Punkten vor wesentlichen Aporien, die es trotz vieler Fortschritte im einzelnen nicht erlauben, ein neues geschlossenes Gesamtbild zu zeichnen. Diese drei Mauern sind einzureißen; die Zeit dafür ist reif, und das Werkzeug dafür ist längst vorhanden. Ja, es wird sich zeigen, dass ganz schlichte Grundregeln der Historik, wie sie seit über 100 Jahren vorhanden sind, für den größten Teil der Arbeit ausreichen.

Die erste Mauer kann eingerissen werden, wenn man sich über einige Eigenarten des erhaltenen Quellenbestandes Rechenschaft ablegt, genauer: über das, was wir haben, und das, was wir nicht haben. Es mag auf den ersten Blick müßig scheinen, über das nachzudenken, was nicht

vorhanden ist, denn selbstverständlich muss sich die historische Arbeit auf das Erhaltene stützen, nicht auf das nur Vermutete oder gar nicht Bekannte. Das ist wahr, und doch lohnt es – gerade bei Konstantin – darüber nachzudenken, was sich erhalten hat, was nicht, und warum das so ist. Sinn dieser Bemühung ist es, die weißen Flecken auf der Landkarte wirklich weiß zu belassen, ihnen ihren Raum und ihr Recht zu belassen, selbst wenn wir wissen, dass wir mit hoher Wahrscheinlichkeit nie eine Möglichkeit haben werden, sie zu beseitigen, also nachträglich mit dem farbigen Bild gesicherter Informationen zu füllen. Denn die Versuchung ist stark, die Lücken schlicht auf dem Wege der Extrapolation zu schließen: einfach anzunehmen, dass das, was wir haben, zwar nur ein kleiner Teil des einst Vorhandenen ist, aber doch ausreicht, um sich eine Vorstellung vom Ganzen zu machen, ein repräsentatives Eckchen gewissermaßen. Die weißen Flecken werden gefüllt mit *more of the same*. Ein Oberbayer, für den das Landesinnere von Afrika nur ein weißer Flecken auf der Landkarte ist, wird es sich *faute de mieux* als grüne sanft gewellte Moränenlandschaft vorstellen – wie das bayerische Alpenvorland.

Konkret auf Konstantin bezogen: Zunächst ist zu sagen, dass die Situation gar nicht einmal so schlecht ist. Die lange Regierungszeit dieses Kaisers hat eine Fülle von Quellen hinterlassen, dabei auch ganz unterschiedliche Gattungen und Formen, so dass diese Zeit im Grunde relativ gut dokumentiert ist. Man nehme zum Vergleich Kaiser Theodosius II., der noch länger regiert hat (408–450), noch dazu 100 Jahre später (man könnte ja meinen: je jünger, desto mehr Quellen sind vorhanden): über seine Regierungszeit ist vergleichsweise weniger erhalten. Das mag daran liegen, dass seine Zeitgenossen an ihm hauptsächlich seine „Sanftmut“ zu rühmen wussten<sup>7</sup>: das hätte man so von Konstantin nicht sagen können, und hat es auch nicht. Um genau zu sein: Bei Theodosius II. ist relativ wenig *über*, aber allerhand *aus* seiner Regierungszeit vorhanden. Die Jahre waren friedlich und fruchtbar, aber das Regierungshandeln (Rechtsprechung, Korrespondenz, Bautätigkeit etc.) war weniger einschneidend.

Was also haben wir über Konstantin – und was haben wir nicht? Betrachten wir als erstes den vielleicht wichtigsten Quellenbereich, nämlich das Selbstzeugnis des Kaisers, also Schriften, die von ihm selbst

verfasst sind, oder – vorsichtiger formuliert: von ihm gewünscht oder veranlasst wurden. Gerade auf diesem Sektor ist die Überlieferung erstaunlich reich: das Selbstzeugnis ist so umfassend erhalten wie von kaum einem anderen römischen Kaiser. Oder genauer: es hat sich eine große Zahl von Texten erhalten, die ihrer Gattung nach relativ schwer einzuordnen sind, weil sie wenig Parallelen bei anderen Kaisern haben. Es sind Briefe und Erlasse, die weder in den Bereich eigener literarisch-künstlerischer Aktivität gehören (wie etwa bei Mark Aurel oder Julian, die selbst als Schriftsteller tätig waren) noch ganz in den nüchtern-geschäftsmäßigen Ton der üblichen Kanzlei-Dokumente passen. Eine einschlägige Textsammlung zählt nicht weniger als 56 solche Briefe und Erlasse – teilweise von beträchtlicher Länge (von einigen Zeilen Text bis hin zu mehreren Seiten)<sup>8</sup>. Das ist nicht wenig und, wie gesagt, für einen römischen Kaiser durchaus ungewöhnlich. Sollen wir deshalb meinen, das sei ein halbwegs komplettes Bild dessen, was in über 30-jähriger politischer Tätigkeit entstanden ist? Das wären, rein statistisch, knapp zwei Briefe pro Jahr, und es scheint sehr unwahrscheinlich, dass in der Kanzlei nicht mehr produziert wurde. Nehmen wir einmal an, es sei im Durchschnitt einer pro Woche gewesen (und das dürfte noch eine sehr vorsichtige Schätzung sein), dann wären das aus der gesamten Regierungszeit mehr als 1500 Briefe und Erlasse. Das würde bedeuten, dass sich ca. 3% des einst vorhandenen Materials erhalten haben. Auf unserer Landkarte wären also ca. 97% weiße Flächen zu zeichnen.

Es stellt sich daher die Frage, ob und wie wir diese Flächen ausfüllen können. Können wir nach dem System *more of the same* verfahren? Das wäre angemessen, wenn wir einen halbwegs repräsentativen Querschnitt des einst vorhandenen Materials hätten, wenn also beispielsweise die Dokumente in einem rein mechanischen Auswahlverfahren auf uns gekommen wären. Man könnte sich das etwa so vorstellen: Die Dokumente waren nach einem eher zufälligen Prinzip (etwa nach Anfangsbuchstaben) in einem Archiv geordnet; von den 23 Schachteln für die 23 Buchstaben hat sich genau eine erhalten. In diesem Fall hätten wir einen relativ zufälligen Querschnitt durch die verschiedenen Sachgebiete, Abfassungszeiten, Empfänger etc., und es wäre legitim, von hier aus zu extrapolieren, denn die Überlebenschance eines Dokuments hinge nicht

von seinem Inhalt und Empfänger ab. Tatsächlich ist der Selektionsprozess ganz anders erfolgt. Von den 56 genannten Briefen und Erlassen sind über 50 in christlichen theologischen Werken erhalten und betreffen ganz eindeutig kirchliche Angelegenheiten. Völlig unabhängig von der Frage, wie man Konstantins religiöse Einstellungen einschätzt, wäre es naiv zu vermuten, dass seine Kanzlei zu über 90% Briefe und Erlasse *in ecclesiasticis* produziert hat: Offensichtlich hat ein Dokument erheblich größere Chancen überliefert zu werden, wenn es das Christentum betrifft und – spezieller noch: wenn es Aussageabsichten der intellektuellen Theologen entgegenkommt und ihnen daher überlieferungswert erscheint. „Die Präsentation“ der Dokumente, so sagt der christliche Berichterstatter Euseb, „dient dazu, die Wahrheit unserer Darlegungen zu bestätigen.“ Unter diesem Gesichtspunkt wurde das Material ausgewählt: „damit es durch unsere Geschichtsschreibung erhalten bleibt und für die späteren Generationen aufbewahrt wird.“<sup>49</sup> Wir halten also als Erkenntnis fest: Auf keinen Fall dürfen wir die 97% weiße Fläche auf der Landkarte des konstantinischen Selbstzeugnisses so auffüllen, dass auch hier fast alles mit Christentum zu tun hat. Das Gegenteil dürfte der Fall sein. Der erhaltene Quellenbestand verleitet uns also zu disproportionalen Sehen, zur Überbewertung des Christlichen.

Man könnte diesem Schluss nur dann ausweichen, wenn man die Auffassung verträte, dass Konstantin tatsächlich eine Art exklusive „Brieffreundschaft“ nur mit christlichen Adressaten unterhielt. Diese Auffassung scheidet indes daran, dass erstens unter den christlich überlieferten Texten keineswegs alle (primär) an Christen gerichtet sind und dass zweitens speziell die juristische Überlieferung in knappster Form eine Fülle von weiteren Informationen zu allen möglichen Rechtsgebieten bewahrt, von denen wir annehmen müssen, dass sie gleichfalls auf ausführliche Erlasse zurückgehen. Es dürfte sich also vielmehr so verhalten, dass wir gleichsam den Ausstoß des „Dezernats für christliche Angelegenheiten“ zu großen Teilen, den der anderen Dezernate in der kaiserlichen Kanzlei dagegen nur in Spurenelementen oder gar nicht erhalten haben. Die Rede von „Dezernaten“ muss nicht zwingend eine reale Organisationsform widerspiegeln – dies wissen wir nicht –, sollte aber die Aufmerksamkeit darauf richten, dass die erhaltenen Schrei-



Abb. 2. Papyrus mit einem Ausschnitt aus Konstantins Schreiben an die östlichen Provinzen, London, British Library P. 878

ben sämtlich sorgfältig redigiert und in einem gehobenen „Beamtenstil“ abgefasst sind, noch dazu größtenteils auf Griechisch – einer Sprache, die der Kaiser nur mangelhaft beherrschte<sup>10</sup>. Es ist also damit zu rechnen – und nichts anderes wäre zu erwarten –, dass sich der Kaiser eines Stabs von Mitarbeitern bediente, der ihn bei der Abfassung dieser Dokumente unterstützte. Ob deren Anteil nur oberflächlich-stilistische Fragen oder im Einzelnen auch inhaltliche Tendenzen und Aussagen betraf, ist schwer zu entscheiden. Sicher können wir annehmen, dass die Mitarbeiter im „Dezernat für christliche Angelegenheiten“ anders sozialisiert und qualifiziert waren als etwa diejenigen, die mit Münzreform, Heeresorganisation oder Städtebau zu tun hatten. Im Übrigen sollte man keinen Zweifel an der grundsätzlichen Zuverlässigkeit der überwiegend christlichen Überlieferung haben. In einem speziellen Fall wird ein Schreiben Konstantins auch durch eine Papyrusabschrift, also

einen unabhängigen Überlieferungskanal, bezeugt<sup>11</sup>. Die Abschrift bestätigt im Grunde, was Euseb mitteilt. Doch stelle man sich vor, wie arm unsere Quellenkenntnis wäre, wenn wir ausschließlich von solch winzigen Zeugnissen in direkter Überlieferung abhingen! Die erhaltenen Schriften Konstantins sind zuverlässige Quellen, aber kein zuverlässiger Querschnitt durch die Gesamtproduktion seiner Kanzlei.

Ein weiterer Quellenbereich, vielleicht der zweitwichtigste für die historische Arbeit, ergibt ein ganz ähnliches Bild, nämlich die zeitgenössische biographische Überlieferung. Oder, vorsichtiger formuliert (denn Biographien im modernen Sinn sind es nicht): literarische Werke, die mit dem Ziel verfasst sind, über Konstantins Leben und Wirken Auskunft zu geben. Wir wissen von zwei umfassenden Werken dieser Art, beide verfasst von führenden Intellektuellen der Zeit, das eine von einem christlichen Bischof in Palästina, das andere von einem Rhetor und Philosophen in Konstantinopel, das eine in vier Büchern, das andere in zehn. Es kann gut sein, ja es ist sogar recht wahrscheinlich, dass der Autor des zweiten Werks erheblich ausführlicher und besser informiert war, daher für uns heute das Werk im Quellenwert viel höher anzusetzen wäre. Wir werden das indes nie erfahren, denn von den zehn Büchern des „heidnischen“ Sophisten Bearchios hat sich nicht eine Zeile erhalten<sup>12</sup>, während die vier Bücher des christlichen Bischofs Euseb von Caesarea fast komplett erhalten sind. Sie sind es, auf denen bis heute jede Konstantin-Darstellung aufruhrt, sei sie auch noch so kritisch.

Von weiteren Werken wissen wir so gut wie nichts; immerhin ist eine weitere „Geschichte Konstantins des Großen“ bezeugt, die aber wohl nur die Geschichte seines politischen Aufstiegs bis zum Jahr 324 schilderte. Auch dieser Autor hatte kein spezielles Interesse an Christlichem, und so ist von den ursprünglich zwei Büchern des Praxagoras nur eine knappe Inhaltsangabe im Umfang von gut einer Seite durch einen gelehrten Leser des 9. Jahrhunderts erhalten<sup>13</sup>: Besser als nichts – mag man sagen, denn diese Exzerpte sind inhaltlich von großem Interesse. Natürlich kann es sein, dass es noch weitere biographische Werke gab, von denen wir nicht einmal mehr wissen, dass sie existiert haben. Es ist wohl nicht realistisch, mit Dutzenden solcher Werke zu rechnen, aber zwei oder drei weitere mag es durchaus gegeben haben. Darüber zu spe-

kulieren, ist tatsächlich müßig, doch ist auch hier als Erkenntnis festzuhalten: Literarische Werke über Konstantin hatten sehr ungleiche Überlebenschancen je nach der Bedeutung und Stellung, die das Christentum darin einnahm, denn alles musste durch den Überlieferungsfilter der späteren byzantinischen Kultur; direkt aus konstantinischer Zeit ist so gut wie nichts erhalten. Auch dies ist bei der Auswertung der Quellen zu berücksichtigen.

Arnold Esch hat die „Überlieferungs-Chance und [den] Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers“ eingehend reflektiert. Die Konstantinforschung täte gut daran, seine Überlegungen umfassend zur Kenntnis zu nehmen. Insbesondere etwa Eschs Warnung: „Der Historiker weiß, daß sein Wissen Stückwerk ist – aber *welche* Stücke er in Händen hält, das wird ihm nicht ebenso deutlich, und so erliegt er nicht selten dem natürlichen Gefühl seiner Hände, das, was er hat, für schwerer, für gewichtiger zu halten als das, was er nicht in Händen hat.“ Und an anderer Stelle: „Der Historiker widerstehe darum der Versuchung, sich seine Erkenntnisse von der Überlieferung zuteilen zu lassen.“<sup>14</sup> Auf Konstantin bezogen: Es ist eben nicht nur so, dass uns Konstantin durch den Ablauf der Zeit – immerhin 17 Jahrhunderte – in die Ferne gerückt ist und dass daher der Historiker ein Zoomobjektiv braucht, um ihn wieder heranzuholen, sondern die Aufgabe ist komplexer. Das Bild der Überlieferung ist nicht nur klein und verschwommen, sondern vor allem: es ist in den Proportionen verzeichnet. Die historische Arbeit darf sich nicht damit begnügen, die erhaltenen Details sorgfältig nachzuzeichnen und vom kleinen Einzelnen per linearer Extrapolation aufs große Ganze zu schließen, sondern sie muss versuchen, den Effekt des Verzerr-Filters soweit als möglich rückgängig zu machen. Das ist nicht leicht, denn die genannten 97% weiße Fläche (bei der natürlich an der genauen Zahl nichts hängt: präzise berechnen lässt sich da sowieso nichts, es geht nur um die annähernden Größenordnungen) dürfen ja auch nicht einfach mit den Vor-Urteilen des modernen Forschers aufgefüllt werden.

Wenn also die Aufgabe nicht leicht ist, so ist sie dennoch auch nicht gänzlich unmöglich, denn mit guten Gründen wurden hier zunächst Quellenbereiche angesprochen, in denen sich der Filter der Überlieferung besonders stark auswirkt, in denen mit besonders massiver Ver-

zeichnung zu rechnen ist. In anderen Bereichen sind ganz andere Auswahlmechanismen der Überlieferung (und somit ganz andere Verzerrungen) am Werk, und so können diese zur Kontrolle herangezogen werden. Schon die Exzerptoren späterer juristischer Sammelwerke haben teils gleiche Interessen wie die zeitgenössischen christlichen Theologen, teils aber auch ganz andere. Was im 19. und 20. Jahrhundert durch archäologische Grabungen zum Vorschein kam (und was nicht), folgt einem nochmals ganz anderen Kriterienkatalog: Dass man etwa unter der römischen Peterskirche graben kann und unter der Sultan Mehmet Fatih-Moschee in Istanbul nicht, hängt mit heutigen politischen und religiösen Gegebenheiten zusammen, nicht mit Konstantins Religionspolitik und auch nicht mit dem byzantinischen Überlieferungsfilter. Zugleich sollte man sich vor der Auffassung hüten, dass Archäologie gleichsam „ungefilterte“ und daher „objektive“ Informationen liefert. Es kann keine Frage sein, dass konstantinischer Kirchenbau mehr Aufmerksamkeit auf sich zieht als konstantinischer Thermenbau. So hat man etwa kürzlich mit einigem Aufwand eine Umgangsbasilika an der römischen Via Ardeatina und eine Bischofskirche in Ostia erforscht<sup>15</sup>: diesen Aufwand hätte man für ein Amphitheater oder eine Hypokaustenanlage nicht getrieben.

Man tut also gut daran, bei der Auswertung des historischen Befundes diese Überlegungen immer mit im Blick zu behalten. Es ist erstaunlich, dass selbst basale Grundregeln, von denen man meinen würde, sie ergäben sich aus gesundem Menschenverstand, bisher vielfach kaum berücksichtigt wurden. Beispielsweise lässt sich auf diesem Wege das oben genannte Rätsel der konstantinischen Münzprägung leicht lösen: Euseb hat recht in der Behauptung, dass Konstantin dieses Instrument nutzte, um Botschaften, auch religiöse, zu lancieren, die „ihren Weg über den ganzen Erdkreis nahmen“. Diese Botschaften waren aber nicht immer so eindeutig und so klar, wie es Euseb (und wie es die moderne Forschung) gerne hätte. Verschiedene Deutungen waren möglich, und wir dürfen annehmen, dass auch verschiedene im Umlauf waren<sup>16</sup>. Unter diesen ist nur die *interpretatio christiana* auf uns gekommen; wir können mit Sicherheit sagen, dass es sich so verhält, weil es so gut wie keine Münzprägungen mit explizit christlichem Inhalt gab (s. unten S. 92ff.).

Was also nötig ist, ist nicht eine generelle Hermeneutik des Misstrauens, sondern ein Sinn für disproportionale Gewichtung einzelner Nachrichten. Als eine Art ganz grobe Faustregel kann festgehalten werden: *Zehn* Nachrichten über den „christlichen Konstantin“ entsprechen in ihrem Gewicht *einer* sonstigen Nachricht über Religiöses bei Konstantin (wobei natürlich wiederum an den Zahlen nichts hängt – es geht ums Prinzip, doch 10:1 ist vermutlich noch zu günstig gerechnet).

Die etwas gewundene Redeweise von einer „sonstigen Nachricht über Religiöses“ führt auf ein nächstes Problem, die zweite Mauer, in der Debatten über Konstantin vielfach gefangen sind. Mit dem Namen Konstantin ist unauflöslich die Rede von einer „Wende“ verbunden, also von einem irgendwie gearteten Übergang vom „Sonstigen“ zum „Christlichen“. Die Frage, wie dieses „Sonstige“ eigentlich zu benennen sei, wird weiter unten noch eigens thematisiert werden. Für den Moment ist es die Gedankenfigur des Übergangs, die näher betrachtet werden soll. Die Faszination, die von Konstantin ausgeht, ist dieses Schwellenhafte: *noch* ganz römischer Imperator, *schon* christlicher Kaiser. Das Interesse an Ausstellungen, die Relevanz als Prüfungsthema, der Impetus zu immer neuen Fachtagungen: all das basiert letztlich auf diesem Motiv des Übergangs. Bemerkenswerterweise sind sich fast alle einig, dass dies das Besondere bei Konstantin ist – unabhängig von den teilweise sehr stark kontrastierenden Positionen über viele Detailfragen. Mit anderen Worten: der Beschäftigung mit Konstantin ist eine makroskopische Perspektive bereits eingepflanzt. Wie bei Caesar oder bei Karl dem Großen wird man immer gleich nach der „welthistorischen Bedeutung“ suchen (anders als meinetwegen bei Severus Alexander oder Theodosius II.). Es ist gerne die Rede von einem „konstantinischen Zeitalter“ (ganz Mutige meinen sogar, dieses Zeitalter dauere fast bis in unsere Tage und werde erst jetzt durch eine „post-konstantinische Ära“ abgelöst). Bei Konstantin schreckt man auch vor großen Worten nicht zurück; man spricht vom „christlichen Abendland“ oder vom „Vater Europas“.

Sinn dieser Ausführungen ist nicht, die welthistorische Bedeutung der Regierungszeit Konstantins in Frage zu stellen, erst recht nicht, einen Beitrag zu der Diskussion zu leisten, ob und in welchem Sinn der Beina-

me „der Große“ berechtigt ist: solche Debatten werden schnell steril und führen vollends ins ideologische Abseits. Im Übrigen wäre auch dieses Buch nicht geschrieben worden, wenn der Verfasser nicht von der Relevanz seines Themas überzeugt wäre. Vielmehr geht es darum zu fragen, wie sich diese makroskopische Perspektive auf das (oftmals) mikroskopische Geschäft des Historikers auswirkt. Eine Landschaft wirkt ja sehr unterschiedlich, je nachdem ob man von einem hohen Alpengipfel die Aussicht auf das sanft gewellte Hügelland genießt oder ob man zwischen den Hügeln einher wandert. Dabei ist es nicht so, dass man in der einen Perspektive *mehr* sieht als in der anderen, man sieht nur *anders*. Im einen Fall die großen topographischen Zusammenhänge, im anderen die Einzelheiten der Natur bis hin zur Flora und Fauna am Wegesrand. Es ist das Privileg des Historikers, dass er – bis zu einem gewissen Grad – beide Perspektiven einnehmen und miteinander ins Verhältnis setzen kann. Die Zeitgenossen konnten das nicht (und wir können es für unsere eigene Zeit ebensowenig).

Auf Konstantin bezogen, führt die makroskopische Rede von der „Wende“ dazu, dass die Gestalt eine quasi magnetische Anziehungskraft ausübt: Vieles wird ihr zugeschrieben, um den Übergang zu einer wirklichen Wende, also einer Kurve um 180° zu machen. Das zeigt sich etwa darin, dass bis heute mit Konstantin in den Köpfen und manchmal nach wie vor in eher populären Darstellungen assoziiert wird, er habe das Christentum zur „Staatsreligion“ erhoben. Umgekehrt wird die Zeit bis zur „Wende“ in den schwärzesten Farben der Verfolgung gezeichnet. Beides ist offensichtlich falsch: Wenn die etwas unglückliche Rede von der Staatsreligion überhaupt Sinn haben soll, dann frühestens ab Theodosius dem Großen (Ende 4. Jh.), und die Zeit vor Konstantin war keineswegs durchgängig oder auch nur überwiegend von blutigen Christenverfolgungen gekennzeichnet. Zudem war das Ende der Verfolgungen keineswegs primär das Verdienst Konstantins – mit der etwas paradoxen Konsequenz, dass ich in Prüfungen auf die Frage, an welchem Symboldatum man die „konstantinische Wende“ festmachen könne, schon die durchaus zutreffende Antwort erhalten habe: 311 mit dem „Toleranzedikt“ des Galerius. Wenn man dieser Logik folgt, hätte Konstantin mit der konstantinischen Wende nicht das Mindeste zu tun.

Diese magnetische Kraft Konstantins, der immer mehr gute Taten auf sich zieht, lässt sich teilweise schon in den zeitgenössischen Quellen beobachten – wenn auch wiederum primär den christlichen. In Laktanz' Werk „Über die Todesarten der Verfolger“ zerfällt die Welt in *goodies* und *baddies*, gute Kaiser, schlechte Kaiser, und natürlich leuchten die Guten umso heller, je schwärzer der Hintergrund der Schlechten gezeichnet wird. Aus dieser Tendenz erklärt sich, dass Konstantins Gegner Maxentius in der christlichen Historiographie sehr schlecht wegkommt, obwohl seine Religionspolitik der konstantinischen ganz ähnlich war (Laktanz wusste das noch: sein negatives Maxentius-Bild ist nicht religiös motiviert). Erst in unseren Tagen tritt der Rivale langsam wieder aus dem Schatten dieses Verdikts heraus<sup>17</sup>. In den Jahren und Jahrhunderten nach Konstantin wurde dessen Anziehungskraft immer stärker, und so erklärt es sich, dass bald auch die Gedankenfigur einer „Bekehrung“ eingeführt wurde<sup>18</sup>: Sie übt bis heute eine schier unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Speziell in der lateinischen Tradition wurde ein erheblicher Zuwachs an Dramatik dadurch erzielt, dass Konstantin selbst zunächst als blutrünstiger Verfolger auftritt. Die bösen heidnischen Priester geben ihm sogar den Rat, eine Krankheit dadurch zu heilen, dass er ein Bad im Blut kleiner Kinder nimmt. Kurz vor der Massenschlachtung kommt es dann zur wirkungsvoll inszenierten Peripetie: Bekehrung durch eine christliche Vision und Heilung im Bad der Taufe, vollzogen vom eigens herbeigerufenen „Papst“ Silvester<sup>19</sup>. In den gleichen Überlieferungs- und Gedankenzusammenhang gehört schließlich auch die sogenannte „konstantinische Schenkung“, also die Übertragung der politischen Macht vom römischen Kaiser auf den christlichen Papst<sup>20</sup> – in Wirklichkeit ein allmählicher und ungeplant verlaufener Prozess etwa zwei bis drei Jahrhunderte später. Die Retroprojektion auf Konstantin trug sehr dazu bei, dessen Geschichte noch dramatischer, die Wende noch radikaler erscheinen zu lassen.

Unsere heutige Zeit ist weniger phantasievoll in der narrativen Ausgestaltung, doch der Suggestivkraft der makroskopischen Gedankenfigur der „Wende“ kann auch sie sich nicht entziehen. Die „Mauer“ der konstantinischen Schenkung ist geschleift (maßgeblich durch die italienischen Humanisten im 15. Jahrhundert), doch die Rede von der „Bekeh-



Abb. 3. Taufe Konstantins durch „Papst“ Silvester, Fresko in der Kapelle S. Silvestro bei SS. Quattro Coronati, Rom (13. Jh.)

rung“ hält sich hartnäckig. Allein die Tatsache, dass sich die Spezialisten auf ein Datum einer solchen Bekehrung Konstantins bis heute nicht einigen konnten (im Angebot sind Ansätze zwischen 311 und 337), rät zur Vorsicht. Tatsächlich neigen viele Historiker in jüngerer Zeit dazu, der makroskopischen Rede von einer „Wende“ zwar ihre Berechtigung zu lassen, aber im mikroskopischen Bereich der Detailanalyse dann doch eher von einem graduellen und allmählichen Übergang auszugehen. Die „Wende“ würde sich dann über die gesamte Regierungszeit Konstantins erstrecken: eben eine Periode des Übergangs. Diese Sicht hat viel für sich, wie sich in den einzelnen Kapiteln dieses Buches zeigen wird. Auch die großen Bekehrungen eines Paulus oder Augustin oder Luther sind womöglich eher Versuche der retrospektiven Sinngewinnung als Beschreibungen faktischer Verläufe. Sie deuten theologisch und setzen Ausrufezeichen hinter gewöhnliche Aussagesätze, um nachträglich die Lektüre zu erleichtern. Das macht durchaus Sinn (hier sei

der Anglizismus gestattet, wenn nämlich „machen“ im buchstäblichen Sinn des „Produzierens“ genommen wird), und im Übrigen wird ja der theologische Neuanatz eines Martin Luther in seinem Wert nicht dadurch geschmälert, dass der Historiker ihm den Charakter des reformatorischen „Durchbruchs“ nimmt.

Mit der Einsicht, dass die Wende beim Heranzoomen ihren punktuellen Charakter verliert und sich in einen längeren *transitus* auflöst, ist aber für unsere Zwecke erst eine Zwischenetappe erreicht. Es bleibt die Rede vom Übergang als solche, und diese will in ihren Konsequenzen gut bedacht sein. Sie bleibt in jedem Fall erhalten – in einer eher konventionellen Sicht so, dass Konstantin diesen Übergang aktiv, punktuell und relativ früh in seiner Regierungszeit selbst herbeigeführt hat, in eher kritischer Sicht so, dass die Regierungszeit insgesamt eine Phase des Übergangs war, in der die Dinge nach und nach eine neue Wendung nahmen. Wo ist das Problem an dieser Rede vom Übergang? Man kann sie ins Banal-Beliebige verdünnen, indem man sagt, dass Wandel und Veränderung Charakteristik jeder historischen Epoche sind und dass Konstantins Zeit sich allenfalls graduell, aber nicht prinzipiell von anderen Epochen unterscheidet. Das ist nicht falsch, wird aber der Besonderheit dieses Übergangs nicht gerecht. Denn tatsächlich sind sich konventionelle und kritische Betrachter darin einig, dass es sich um einen Übergang von lang dauernder und bleibender Wirkung handelt, dass also hier ein Wandel stattfand, den man nur in makroskopischer Perspektive angemessen würdigen kann. Konstantin gehört eben nicht nur eingezeichnet in die Linie zwischen den beiden Constantii (seinem Vater Constantius Chlorus und seinem Sohn Constantius II.: beide nur Spezialisten näher bekannt), sondern zwischen – sagen wir – Jesus und Karl dem Großen. Oder um es etwas weniger beliebig auszudrücken und inhaltlich genauer auf den Punkt zu bringen: zwischen der heidnischen Antike und dem christlichen Mittelalter. Nichts weniger als dies – und in dieser Sicht sind sich Gelehrte sehr unterschiedlicher Couleur weitgehend einig.

Nochmals: wo liegt das Problem? Für die Betrachtung Konstantins folgt aus dieser Sicht eine erschreckende Verkürzung der vielen Dimensionen seiner Person und Politik. Es folgt die Reduktion auf eine einzige Dimension, denn die geschilderte Sicht muss Konstantin irgendwie

auf dieser makroskopischen Linie unterbringen, ihn ganz wörtlich „auf Linie bringen“. Konstantin ist eine zentrale Gestalt des Übergangs von A nach B, ist also auf dieser Linie A–B einzuzeichnen, wobei die beiden Pole provisorisch mit „heidnischer Antike“ und „christlichem Mittelalter“ benannt wurden. Man kann (und sollte) über diese Benennungen diskutieren, aber für den Moment ist wichtig, dass es sich um makroskopische Bezüge handelt, jenseits des Bezugshorizontes für Konstantin selbst und seine Zeitgenossen. Das Wahrnehmungsschema ist von dieser Linie gekennzeichnet. Häufig liest man Sätze wie den folgenden: Konstantins Gesetzgebung ist zwar über weite Strecken *noch* konventionell-römisch, aber zeigt auch *schon* deutlich christliche Züge. Konstantin ist Gestalt des Übergangs, die Wahrnehmung bewegt sich ausschließlich im Koordinatensystem des „noch“ und „schon“.

Tatsächlich lässt sich ein großer Teil der aktuellen Forschungsdiskussion um Konstantin verstehen als unterschiedliche Positionierungen auf dieser Linie von A nach B: Der eine Ansatz sieht Konstantin *schon* ganz christlich geprägt, der andere *noch* eher der heidnischen Antike verpflichtet. Weitere Debatten gleichen oftmals dem Aushandeln der richtigen Kompromissformel, des angemessenen Mischungsverhältnisses: Die Figur wird auf der Linie so lange hin und her geschoben, bis man meint, dem Quellenzeugnis möglichst umfassend gerecht geworden zu sein. Wie viel Christentum wird ihm *schon* zugestanden? Wie viel Heidentum steckt ihm *noch* in den Knochen?

Das Problem dabei ist, dass notwendigerweise alles weggeschnitten wird und werden muss, was quer zu dieser Linie liegt: Ideen, Aktivitäten, Facetten, die weder in die eine noch in die andere Kategorie gehören, die sich weder als dem Alten verpflichtet noch als für das Neue wegweisend verstehen lassen. Konstantin darf nur dort und nur solange innovativ sein, wie die Neuerungen auf das zukünftige Fernziel zuführen. Wo er unkonventionell ist und experimentiert, ohne dass es langfristige Folgen hatte oder ohne dass die Initiative nennenswerte Erfolge zeitigte, kann es im Koordinatensystem nicht dargestellt werden und bleibt daher unberücksichtigt. Kurzum: Konstantin werden keine Sackgassen zugebilligt. Im Großen und Ganzen sieht man ihn als *erfolgreichen* Innovator, aber wo kein nachhaltiger Erfolg sichtbar ist, ist man auch nicht bereit, Innova-